

Der Verräter.

Eine französische Kriegsgeschichte von Alexander Costell.

Der Hauptmann im Generalkommando Ernest de Latour, sah die Sturmpfeile am Ohr, seit einer halben Stunde am Apparat und nahm chiffrierte Telegramme ab. Durch den Donner der Kanonen klangen die Zeichen wie in einem laut sprechenden Telefon im Raum, wo sich nur noch der General befand, der als zehnjähriger Junge im Hintergrund seinen Mittagsschlaf hielt.

Der Ort des Abschnittskommandos war die Schulstube des Dorfes L., das sechs Kilometer hinter der Front liegt. Das Zimmer hatte gegen Osten und Westen je vier Fenster. An zwei Wandtafeln, die an der Nordwand standen, hing ein großer Tisch, an dem zwei Telephonapparate, die mit dem Nebenhaus, wo der Telegraph und die Telephonumstellung installiert waren, in Verbindung standen.

Latour notierte langsam Wort für Wort. Er hatte den Code derart im Kopf, daß er die chiffrierten Worte direkt übertrug. Mäßig aber legte er die Sturmpfeile vor sich auf den Tisch. Er sah stark in den Apparat hinein, während er horchte. Als ob jemand in Zimmer redete, hörte er Silben für Silben weiter.

Er sah sich nach dem General um, der immer noch schlief. Er hätte ihn um keinen Preis aufgeweckt, denn ein Stündchen Mittagsschlaf mußte man dem Alten lassen. Das gab ihm Frische und Energie für den ganzen Nachmittag.

Aber Latour räusperte sich unwillkürlich. Wie ein grünes Knurren kam es aus seinem Mund. Der General fuhr auf: „Was ist?“ Latour, der es nicht gehört hatte, verkehrte in seiner hockenden, fast spähenden Position. Da stand der General auf und kam näher. Latour sah ihm, der jetzt neben ihm war, in die Augen und sagte leise: „Der Halunke hat in der Nacht wieder gearbeitet.“

„So,“ antwortete der General und suchte mit den Achseln. Er ging nachdenklich an den großen Tisch, der mit Papieren überhäuft war, und schien zu sinnen. Eine Ordomanz kam herein und brachte ein Büchel Telegramme aus dem Nebenhaus. Der General überflog sie, machte Notizen und drehte sich zum Tisch herum. „Aber wie ist das?“ Er sagte es fast ohne Ton und doch mit einem unterdrückten, ohnmächtigen Schmerz.

Der andere war wieder über seinen Apparat gebeugt.

Durchaus mysteriöse Ereignisse hatten sich in letzter Zeit zugezogen. Es war eine merkwürdige und unerklärliche Erscheinung, daß der Feind, der kaum achtzig Meter vor der Stellung war, fast auf die Minute genau die Attacken erwartete. Er schien nicht nur über den Tagesbefehl sehr genau orientiert zu sein, sondern über alle geplanten taktischen Maßnahmen ziemlich Bescheid zu wissen. Es war dies einer der Hauptgründe, weswegen jede Offensive in diesem Abschnitt unweigerlich wie an einer eisernen Mauer scheiterte. Vereinzelt gefangene Soldaten bestätigten sogar, daß die Kampfbereitschaft bis auf die Minute genau angelegt war, kurz, die kommandierenden Offiziere befanden sich in einem unholzbaren Zustand der Erregung, da jede, auch die tapferste Anstrengung, nutzlos und fast zu einem Selbstmord geworden war. Diese Situation hatte auch eine höchst gefährliche Wirkung auf die Mannschaft, die schon offen von der Erscheinung eines Verräters sprach. Man gab sich eine fieberhafte Mühe, den Schuldigen zu finden, doch es fehlte auch die leiseste Spur. Eine Verbindung von Schützengraben zu Schützengraben war unentbar. Eine solche durch Lichtsignale oder andere Zeichen ebenfalls. Es war ein grauenhaftes Rätsel, das alle Gehirne verirrte, und das Blut an Blut, Opfer auf Opfer kostete. Da trat am siebzehnten Tage plötzlich eine Änderung ein. Eine Automobiltankstation an der belgischen Grenze lag in dieser Nacht gegen drei Uhr fünfzehn Morzeigen auf, und zwar unchiffrierte Zeichen, Fragen und Antworten, ein augencheinlicher Austausch mit dem Feind. Und dieselbe Beobachtung wurde zwei Tage darauf — es waren Tage des wachsenden Mondes — von einer Telephonanlage in Südfrankreich gemeldet. Aus der Tatsache, daß die Anlage des Eifeltunnels die Vorkommnisse nicht registrierte, mußte angenommen werden, daß es sich um eine kleine Station handelte, die Wesen von nur geringer Länge ausstrahlte, so daß die Verbindung mit dem auf zehnfach längere Wellen eingestellten Apparat geheim war.

Die Entdeckung war in den ersten Tagen durch schwierige atmosphärische Verhältnisse erschwert gewesen und an sich fast ein Zufall, weil die Militärkommunikationen in dieser Zeit, wo die Operationen sich

nur auf Artillerieduelle beschränkten und man sich tagelang fast untätig in den Gräben gegenüberlag, um die dritte Nachtrunde nicht mit derselben Regelmäßigkeit bedient wurden. Zudem waren noch nicht alle Empfangsapparate mit dem Tonverstärker ausgestattet, so daß selbst in zwei Schritten Distanz die ankommenden Zeichen kaum gehört werden konnten, falls der diensttunende Offizier das Hörrohr nicht am Ohr hatte.

Kun aber begann eine fieberhafte Unternehmung. Nach den vorhandenen Nachrichten war es wahrscheinlich, daß sich irgendwo eine Anlage in einem Wald oder Haus versteckt befand. Vielleicht die Antenne der Militärtelephonanlage, die unentbar über den Gipfel ragte. Dabei mußte die diesen Apparat bedienende Person den Code der Militärtelephonanlage kennen und sie nachher unchiffriert an das feindliche Kommando weitergeben. Man gelangte zu keinem Resultat, trotzdem ermittelt worden war, daß die angefangenen Mitteilungen nur diesen besonderen Abschnitt betrafen und also auch nur aus diesem Abschnitt kommen konnten.

Da kam die Unternehmung in eine neue Phase. Es wurden in einer Nacht von einer Feldstation im Departement Meurthe et Moselle Zeichen empfangen, die Nachrichten, und zwar über einen in der Morgensunde geplanten Infanterieangriff, weitergaben, zu einer Stunde, wo die Order erst den Offizieren des betreffenden Regiments bekannt geworden war.

Jetzt wurde die Situation entsetzlich. Der Verräter mußte mit allergrößter Sicherheit ein Offizier sein, der offenbar eine geheimgehaltene Funktion zur Verfügung hatte.

Latour war aufgefunden. „Wir müssen zu einem Ende kommen, um jeden Preis...“ sagte er ruhig, entschlossen. „Der Hund höhet uns, telegraphiert ruhig weiter... Die Disziplin unseres ganzen Armeekorps wird kaputt gehen. In zwei Wochen werden wir keinen Menschen mehr aus einem Graben herausbringen. Die Leute werden einfach nicht mehr gehen, und unrecht werden sie nicht haben.“

Der General sah am Tisch und nahm telephonische Meldungen ab. Er gab Befehle, hatte nachdenklich eine Besprechung mit dem Artilleriekommando, der Stappenskommandantur und den Divisionsärzten. Stundenlang sprach er so in den Apparat hinein, brauchte keine Karte, keine Tabelle anzusehen, sondern hatte Weg und Ziel, jeden Nachlauf und jedes Tobel, jede Distanz und jede Möglichkeit einer Bewegung auf der viele Kilometer langen Front des Abschnittes im Kopf.

Latour war hinausgegangen. Nebel strich um die Höhe der Vorgehen. Es war ein kühler Sommertag mit undurchdringlicher Atmosphäre. Das Dorf war ruhig. Die Kinder spielten wie in den Tagen des Friedens und rühten auf Hoderkschlitzen die Halbe herab. Es war auch fast kein Soldat zu sehen, weder Ordomanzen, noch Meldeboten, noch Radfahrer waren in Sicht. Die ganze Befehlsübermittlung geschah durch die vielen Drähte, die im Nachbargebäude auf einen hohen Ständer mündeten, und nur zuweilen ging die kleine Holztür dieses Hauses auf, und ein Soldat erwiderte mit einem Paket Telegramme, die er offen, während der Wind zwischen die Blätter blies, herübertrug.

Latour war seit ein paar Tagen ganz krank. Er hatte bisher als Offizier eine brillante Karriere gemacht. Er war vor allem außerordentlich tollkühn und stammte zudem aus einer Familie, die ihm zu seiner Laufbahn nötige Protektion verschaffen konnte. Er war im besonderen ein fanatischer Patriot. Das Schicksal Frankreichs war sein eigenes. Er litt für sein Land und fühlte dessen Schmerzen an seinem Körper. Darum erschütterte ihn die Geschichte dieses Verrates in allen Nerven. Er hatte nächstelang gewacht, um selbst am Apparat solche Zeichen anzufangen. Aber es war ihm nicht gelungen. Er war ehrgeizig. So sehr ihn die ganze Angelegenheit aufwühlte, so sehr versprach er sich daraus eine Auslösung für seine Zukunft, und mit einer fast brennenden Gier verfolgte er den Vorgang.

Er trat wieder ins Zimmer zurück. Der General war im Begriff, ein Schriftstück zu unterzeichnen. Er legte sich ihm gegenüber. „Nun?“ sagte der andere. „Das Selbstmord ist gestern nacht geschehen,“ erklärte Latour. „Ich habe den Tagesbefehl für heute in einem verschlossenen Kuvert hier auf dem Tisch gehabt. Er wurde erst heute früh um fünf ausgegeben. Um drei Uhr vierzig sind Details daraus schon funktentelegraphisch verraten worden.“

Der General zündete sich eine Zigarre an. „Es muß also jemand hier in den Raum gekommen sein... War das Kuvert verschlossen?“

Latour suchte mit den Achseln. Es war verschlossen — ich konnte

es beidwören — aber seit ich eben die Telegramme abgeholt habe, erscheint es mir dennoch als ganz ausgeflossen, daß es verschlossen gewesen ist. Aber wie wäre der Kuvert hier hineingekommen? Durchs Fenster oder den Kamin kann es nicht gekommen sein. Im Hause kann er sich nicht verborgen aufhalten, ich weiß nicht, was vorgeht... Ich habe das Kuvert heute früh um fünf Uhr intact vorgefunden...“

Das Telefon läutete an. Es war vier Uhr fünfzehn. Auf sechs war ein Angriff angeordnet, und zwar erst jetzt vormittags elf Uhr. Der General erhielt Nachrichten. Der Infanteriekommandant meldete Bewegungen des Gegners, die von Patrouillen in vorgelände beobachtet worden waren. Der General verlangte Auskunft über die Geantlage der Division. Weiter meldete das Artilleriekommando Veränderungen in der Position des Feindes und wündete Aufklärung durch Flieger.

Latour sagte: „Ich habe Fieber, ich fühle mich ganz krank.“

Der General antwortete: „Stellen wir dem Kuvert eine Falle... Ein fingierter Tagesbefehl wird wieder hingeklegt. Wir sprechen mit einem Menschen darüber, wenn es kein Geis ist, so stellen wir ihn.“

Latour lächelte. „Ich bin doch nächstelang dazugewesen... nur gegen heute habe ich von zwei bis fünf gefesselt, nachdem ich vier Nächte gemacht hatte...“

Der General sah ihn an. „Vieder Freund, Sie sollen sich überhaupt nicht schämen,“ sagte er. Er sah auf die Uhr. Er hatte noch eine halbe Stunde Zeit, um eine Artillerieaufstellung, die kaum zehn Minuten südlich im Walde lag, zu befechtigen. Die Weisung in der Hand, brachten die beiden auf und gingen schweigend über die Wälder.

Zwischen der sechsten und neunten Stunde dieses Tages geschah das Schreckliche, daß bei der Attacke das 1. Linearenregiment fast vollständig aufgerieben wurde. Es gab Kompanien, von denen nur dreißig Mann intact zurückkehrten. Es war dem Feind sogar gelungen, ein paar vorgeladene Gräben zu nehmen, und man hatte die Soldaten nicht mehr vorwärts bringen können, um ihn daraus zu vertreiben.

Nach dem Abbruch des Kampfes war der General im Automobil selbst hingefahren. Die Schützengräben lagen voll von Toten und wunden Verwundeten, die erst jetzt zurücktransportiert werden konnten. Die Stimmung war deprimiert, sogar schlecht.

Als der General zurückkam, hatte er eine Konferenz mit den taktischen Führern. Es war unendlich schwer, das Resultat des Kampfes für das Oberkommando zu formulieren.

Latour flanierte unterdessen durch die Nacht. Er kam einen Kilometer hinter der Front an ein paar Bauernhäuser vorbei. Da lagen tote Pferde, zerdrückene Wagen, Leiden, Verwundete umher. Daneben lagen ein paar Turfos hinter Säulernen und Gärten her. Andere hielten nach Eisen, schälten Kartoffeln, rüpften Geflügel, nahmen es aus und kochten es neben den Toten.

Durch die Felder gingen Jüge mit Verbundeten. Es war eine idyllische Nacht.

Als Latour wieder zurückkam, ging es gegen Mitternacht. Er traf den General im Gespräch mit dem Artilleriekommandant. Nachher waren sie allein. Sie starrten sich an wie zwei, die fast keinen Rat mehr wissen, und über denen wie eine drohende Wolke ein seltsames Schicksal liegt.

Latour sagte: „Ich kann das nicht mehr ansehen... Ich möchte mich erschießen... Der Hund tötet das ganze Korps...“

Der General antwortete: „Sie sind der einzige von allen, der wirklich Ideen hat... Sie müssen mir bleiben...“ Er sah den anderen an, der wirklich erschreckend ansah. Auf seinem blassen, eingefallenen Gesicht zuckte es wie von nervösen Schauern. Ein unendliches Leiden prägte sich in diesem Antlitz aus. Der General sagte: „Können Sie sich vor Welt, sonst werden Sie mir noch krank! Schlafen Sie sich aus, ich habe noch hier zu tun...“

Latour drückte ihm die Hand. Die Augen schienen ihm zuzufallen, so müde war er.

Der General sah in seinem Stuhl am Tisch. Er hatte eine leise Spannung in seinen Nerven. Der Rapport war um halb elf Uhr eins Oberkommando abgegangen. Er erwartete die Order für den kommenden Tag. Zugleich hatte ihn eine merkwürdige Bangigkeit erfasst. Der Zustand war wirklich unahaltbar, zum Verzweifeln. Er hatte die Sorge, schließlich das Opfer von Zusammenhängen zu werden, für die er nicht haltbar war, und die doch in seinem Ressort lagen.

general nach Marokko versetzt worden. Bei der außerordentlich schwierigen Lage der Okkupationstruppen hatte er erst seine starken Fähigkeiten zeigen können. Monate lagen sie dort in einer heimtückischen, erregenden Gemütslage mit den Eingeborenen und waren bis zum Ausbruch des großen europäischen Krieges nicht so weit gekommen, daß sie sich in der Nacht dreihundert Meter von ihren Zelten hätten entfernen können, ohne angegriffen zu werden.

Der langwierige Stellungskrieg in den Bogenen war darum für sein Temperament nichts Ungewohntes, doch empfand er, daß sich in den letzten Wochen etwas Drohendes, in seinen Folgen ganz Unberechenbares vorbereitet.

Das Telefon klingelte. Es war eine Meldung vom Sanitätskommando. Vom Osten kamen wieder Schüsse.

Der General nahm ein Blatt Papier. Er schrieb darauf: „Liebes Kind, ich habe einen der schwersten Tage hinter mir...“ Er fuhr wieder über das entlegene Kästel des Verräters nach, und plötzlich wurden ihm die Augen müde, die Lider schwer. Er schloß im Stuhl ein.

Es war ihm gar nicht klar, wie lange er geschlafen hatte, als er plötzlich von einem Geräusch im Korridor aufwachte. Er hatte kaum die schlaftrunkenen Augen offen, als die Tür aufging. Der Hauptmann de Latour. Der General wollte schon den Mund aufmachen, als jener in die Zone des Lichtes kam und mit geschlossenen Augen wie ein Träumender an ihm vorbeisprang. Er legte sich, als ob es seine natürlichste Berufung wäre, an den Telephonapparat, und jetzt begann das Unerhörte.

Der Hauptmann Ernest de Latour rief ohne die geringste Hemmung des Willens das feindliche Abschnittskommando an, bekam auch sofort Antwort, gab Auskunft über jede Frage, die der andere stellte... Die Zeichen hielten im Räume wider und schnitten in einem durchdringenden Takte in die Stille hinein.

Der General A. hatte sich im Stuhle angedreht. Wie ein Jerschniger starrte er zu den anderen hinüber, der drei Schritte vor ihm in seiner Gegenwart das Entsetzliche vollbrachte. Alles bewegte sich vor seinem Blick. Er dachte: „Ich will aufstehen...“ Aber er wußte zugleich, daß seine Füße schwannten und bebten, daß sein Mund aufging, ohne daß er ein Wort sprechen konnte.

Langsam erhob er sich, schritt hinüber und hatte den Eindruck, als ob seine Füße im Leeren schwaben. Er stand jetzt seitlich vor ihm, starrte ihm ins Gesicht. Latour hatte alle Symptome eines Somaambules, sein Antlitz war in einem tiefen magnetischen Schlaf.

Dem General kam das Schändliche in die Kehle. So grauam, so wahnhaft schien ihm dies alles zu sein. Er überlegte. „Wenn ich ihn aufwecke, kann er sterben.“ Und zugleich dachte er: „Was gäbe es Besseres für ihn...“

Er legte ihm die Hand auf die Schulter, blies ihm leicht über die Augen. Da öffnete der andere langsam die Lider. Als ob sein Intellekt aus einer unendlichen Tiefe langsam hinauf ins Licht stieg, kam er zu sich, sah sich am Apparat und hatte in einer Sekunde begriffen. Ein entsetzlicher Hagender Laut brach aus seinem Mund. Dann fiel er in Ohnmacht.

Der General trug ihn wie ein Kind seitlich in den Stuhl. Der Hauptmann Ernest de Latour wurde vor sein Kriegsgesicht gestellt. Er erschloß sich eine Stunde später. Die intimsten Freuden schrieben den Umständen seiner nervösen Ueberreizung zu.

Er war ein genialer Offizier und ein glühender Patriot. Nur hatte er Kräfte in sich, die jenseits seines Bewußtseins und seines Willens waren.

— Erinnerung an eine glückliche Ehe. — A.: „Was haben Sie denn da für Haare in Ihrem Rebeillon?“ B.: „Andenken an meine geschiedene Frau!“ A.: „Die war doch aber nicht blond!“ B.: „Nein, aber ich!“

— Entgegenkommen. — Hausfrau (auf dem Markt): „Na, denn werde ich dieses Huhn nehmen!“ Verkäuferin: „Scheen, Madam; wenn Sie noch ein Hühnchen wollten, reiß ich Ihnen noch gleich den Kopf an die Beine ab!“

— O weh! — Dorfchulze (zum kleinen Hans): „Nun, der Vater hat wohl auch seine schöne Arbeit gehabt, als es bei Euch brannte!“ Hans: „Ja, der Vater hat sich schon quälen müssen, weil's der Papi zuerst immer wieder aus'läßt hat.“ — Bayerisches. — Seppel: „Vater, was reimt sich auf Durk?“ Vater: „Bier!“

Märchenhafte Kristallgrotten.

Von Bergingenieur E. Rosenthal.

Wenn dergleichen in Sagen und Feengeschichten als unterirdische Paläste von Beherrschern der Gnommen und Zwerge erwähnt werden, wenn die Erzähler nicht Worte genug finden können, die mehrerlei Pracht und den Reichtum an edlen Metallen, welche die Wände dieser Felsengrotten bedecken, zu schildern, so können die Erwähnungen und Benennungen ebenfalls die lebhafteste Phantasie des Erzählers, nehmen im übrigen aber die Sache wie sie ist, als ein gut erdachtes Märchen.

Und doch gibt es tatsächlich solche mit funkenden Kristallen und glimmernden Edelsteinen ausgekleidete Höhlen im Innern der Berge. Wir wollen nicht reden von den oft meterlangen Tropfsteinhöhlen mit ihren wunderlichen Gebilden, Stalaktiten, Stalagmiten, Stenernen, halbdurchsichtigen, taltenreichen Vorhängen, alles überstrahlt von kleinen, millionenfach den Schein der Kerzen zurückwerfenden Stalkristallen, nicht von den sie durchdringenden, in geheimnisvollen Tiefen verschwindenden Flüssen, oder den kleinen wunderbar durchsichtigen Wasserbetten, die hier und da zwischen den felsigen Felsgestalten eingebettet sind, nein — diese Art Höhlen sind ja bekannt, da sie meist einen Ausgang oder Eingang, wenn man will, über Tage besitzen. Auch die plöcklich in den Boden verschwindenden Gewässer führen zu ihnen hin oder deren Austritt am Fuß des Gebirges, wie es im stark häufig zu beachten ist. Unsere Betrachtung soll vielmehr den verborgeneren, mit Kristallen erfüllten Höhlen in der Rinde unserer Erde gelten. Die meisten von ihnen werden niemals von Menschenaugen gesehen werden, denn kein Weg führt zu ihnen hin, steriles Urgefäße umfließt sie; nur zufällig, durch den Betrieb von Bergwerken oder Steinbrüchen, wird sie und da mal eine derartige Märchenpracht ausgehohlet.

So fanden z. B. im Jahre 1867 die Miner der Silbergrube „Arrellen“ bei Managua in den chilenischen Anden, innerhalb des Erzanges eine ungeheure Druse von nahezu 10 Meter Höhe, 12 Meter Länge und 5 Meter Breite. Ihre Innenfläche war befestigt mit meterlangen, oft mannsdicken, wasserklaren Bergkristallen, die nach der Spitze hin violette Färbung zeigten und dadurch gewissermaßen als Amethyste angeprochen werden konnten, die ja nichts anderes sind, als durch Mangan verbleibend gefärbte Bergkristalle. Das merkwürdige oder willkommene war, daß zwischen den gewaltigen Prismen sich zahlreiche Strähne gebiegene Silbererzweige hindurchrankten. Dazwischen traten auch moos- oder büschelförmige Partien des edlen Metalles auf, aber den drückerischen, die wie große Farnwedel ausluden. Ich habe selbst einen solchen in der Nähe des nahegelegenen Städtchens Cogoti befechtigt, welches ihr Vermächter war. Mehr als 200 Zentner reinen gebiegenen Silbers sollen aus dieser märchenhaften Kristallgrotte herausgeschafft worden sein.

Aber wir brauchen nicht einmal soweit zu gehen, um große kristallfunkende Räume im Innern der Berge zu finden. Die sogenannten „Kristallkeller“, ausgedehnte Erweiterungen von Gangspalten im Argebirge der Zentralalpen, bieten ebenfalls den Umständen seiner nervösen Ueberreizung zu.

Er war ein genialer Offizier und ein glühender Patriot. Nur hatte er Kräfte in sich, die jenseits seines Bewußtseins und seines Willens waren.

— Erinnerung an eine glückliche Ehe. — A.: „Was haben Sie denn da für Haare in Ihrem Rebeillon?“ B.: „Andenken an meine geschiedene Frau!“ A.: „Die war doch aber nicht blond!“ B.: „Nein, aber ich!“

— Entgegenkommen. — Hausfrau (auf dem Markt): „Na, denn werde ich dieses Huhn nehmen!“ Verkäuferin: „Scheen, Madam; wenn Sie noch ein Hühnchen wollten, reiß ich Ihnen noch gleich den Kopf an die Beine ab!“

— O weh! — Dorfchulze (zum kleinen Hans): „Nun, der Vater hat wohl auch seine schöne Arbeit gehabt, als es bei Euch brannte!“ Hans: „Ja, der Vater hat sich schon quälen müssen, weil's der Papi zuerst immer wieder aus'läßt hat.“ — Bayerisches. — Seppel: „Vater, was reimt sich auf Durk?“ Vater: „Bier!“

Lohe Kristalle, von zerstörten Drüsen herrührend, findet man selbst im Schutt der Muttergesteine. Ich selbst habe da einmal etwas Merkwürdiges erlebt. Das war im Jahre 1868, als ich durch die chilenische Provinz Antuco ritt, um nach Coquimbo zu gelangen. Früh am Morgen hatte ich die Cuesta de las palmas, einen hohen Gebirgsrücken, der sich quer von den Anden nach der Küste zieht, passiert. Da sah ich, daß sich das neuauftuende Gelände tief unter mir wie von Glascherben überlagert zeigte. Das glimmerte, funkelte und bligte in der Morgenfonne, daß einem die Augen wehe taten. Aber wie sollten Glascherben in diese wilde, abgelegene Gegend geraten? Ich beehrte mich hinzunehmen und war freudig erntamt, als mir statt deren zahllose Bergkristalle entgegenblitzten. Soweit der Blick reichte, war der Boden damit überstrut, kleine und große, wasserklar und wunderbar ausgebildet, denn sehr häufig wies die sechsseitigen Prismen an jedem Ende die pyramidale Zuspitzung auf. Manche davon waren so schwer, daß ich sie nicht von der Stelle bewegen konnte. Sie und da lagen auch Raupstapeln, schwarzglänzende Morionkristalle und weißlichgelbe, Amethysten dazwischen, ebenso gelber Citrin, sowie amorphe Klumpen, die wie Eis aussahen. Achtundvierzig Jahre sind seitdem verlossen, aber das Bild dieses Reichthums an edlem Gestein sieht noch so klar vor mir, als sei es erst gestern gewesen. So was vergißt sich nicht. Hunderte von Stücken wählte ich aus, um sie gleich wieder fortzuwerfen, da sich noch schönere fanden. Leider konnte ich nicht mehr mitnehmen, als in die Taschen meiner beiden Afforsars, südamerikanische Quersäcke, ging, doch merkte ich mir die Gegend genau. Titana hieß das nächste Dorfchen, das ich bald darauf erreichte; und aus etwa einem Dutzend armenlicher Hütten (Ranchos) bestand. Singskommen bin ich aber nie wieder, denn das Schicksal verhängte mich bald darauf nach Peru. Ob die Kristalle wohl heute noch da liegen? Möglich ist es schon, da sich der Verwertung große Schwierigkeiten entgegenstellen würden, wovon die schlimmste der gänzliche Mangel an Transportwegen sein dürfte.

Der jüngste hochinteressante Fund einer riesigen Amethystkristalldruse wurde vor zwei Jahren in der Serra de mare, Südbrasilien, gemacht. Sie lag nur ein Meter unter der Oberfläche, in einem roten Ton, der von zerstem Mandelstein-Melaphyr herrührte. Wie alle Vorkommen dieser Art, war es eine glatte Mandel, innen hohl und mit tiefvioletten Amethystkristallen ausgekleidet, wie sie sich häufig dort, ähnlich wie im Melaphyrplateau von Baumholder nach Oberstein an der Nahe, finden. Nur die ungewöhnliche Größe dieser brasilianischen Mandel verleiht ihr eine besondere Bedeutung; sie maß zehn Meter in der Länge, 5 1/2 Meter in der Höhe und drei Meter in der Breite. Das Gesamtgewicht wurde auf etwa 700 Zentner geschätzt. Der rote Ton war von oben in die Höhlung eingedrungen, füllte sie vollständig aus, und eine Palme von vier Meter Höhe von Palma hervorgewachsen.

Die weltbekannte Steinschleiferei-firma C. W. Kessler in Jar kaufte das Druzen-Konstrum, und da sie für dieses allein keinen Abnehmer fand, ließ sie es zerlegen und gab einzelne größere Stücke an Ruben und Sammler ab. Dr. Engelmann, Vorstand der hiesigen mineralogischen Abteilung des Museums, hat ein Stück für letzteres erworben. Es ist etwa 72 Zentimeter lang, 60 Zentimeter breit und 20 Zentimeter dick. Leber und über mit tiefvioletten Amethystkristallen bedeckt, bildet es jetzt eines der schönsten Exemplare der Baseler Sammlung.

Was nun die Entstehung der Drüsen und Kristallhöhlen betrifft, ist entschieden die Vorgänge, die dabei abwickelten, mehr oder weniger unserer Kenntnis, höchstens kann man Vermutungen darüber hegen. Wahrscheinlich ist die Ausfüllung oder die Auskleidung der hohlen Räume durch Infiltration erfolgt, jedoch nicht auf einmal; vielmehr sind in den Schalenwänden meist mehrere, verschiedenartige Auskleidungsstufen zu beobachten. Die älteren bilden kristallinische Rinden, während die jüngste zur Auskristallisierung gelangte. Manche Adamandeln sind vollständig ausgefüllt und zeigen nicht nur deutlich in ihren konzentrisch ineinanderliegenden, oft außerordentlich feinen Schichten, ihre allmähliche Entstehung, sondern zwischen auch noch den Infiltrationskanal, durch den die flüssige oder gallertartige Kieselsäure eingedrungen ist. Es gibt sehr merkwürdige Gebilde darunter und mögen überhiesiges Meerwasser oder überhiesiger Wasserdampf, vielleicht auch Wassergas, bei diesen Vorgängen eine nicht unwichtige Rolle gespielt haben, besonders wenn auch noch Kohlenäure hinzutrat, deren metamorphosierende Wirkung bekanntlich sehr groß ist.